

fünfzehn Gemälden aus – leider auf drei Säle verteilt. Wenn nur ein Bild aus dieser so reichen Kollektion genannt werden soll, dann möge es das Bildnis der „Madame Charpentier“ sein. Und ebenso scheint Monet in dem „Sonnenaufgang“ wie in einem Brennspiegel seine ganze Empfindung und seine visionäre Naturauffassung gesammelt zu haben.

Das sind sicherlich subjektive Urteile. Denn noch so manches der hier gezeigten Bilder von Renoir und Monet könnte genannt werden: von letzterem z. B. der „Gare St. Lazare“, „Der Sommer“ und „Die Seinebrücke von Argenteuil“. Während Sisley und Pissarro schön und gebührend vertreten waren, mußte man bei Toulouse-Lautrec mit Wenigem vorlieb nehmen.

Bei den großen Meistern vom Ende des Jahrhunderts, Van Gogh, Gauguin, Cézanne konnte man weitgehend auf die Bestände der Bayer. Staatsgalerie aus der Tschudi-Spende zurückgreifen, und man kann es mit Genugtuung feststellen, daß diese seinerzeitigen Erwerbungen, wie auch die einiger anderer deutschen Museen, Berlin, Dresden, Mannheim, nicht wenig zum Rang dieser Ausstellung beigetragen haben. Ergänzt durch einige wichtige Werke der genannten drei Künstler ergab sich ein großartiges Finale dieser Ausstellung: in der hohen Besucherzahl drückt sich am besten der vielfältige Dank aus, der den Organisatoren und Leihgebern gebührt. Eberhard Hanfstaengl

REZENSIONEN

E. HERZOG, *Die ottonische Stadt. Die Anfänge der mittelalterlichen Stadtbaukunst in Deutschland*. Frankfurter Forschungen zur Architekturgeschichte Band 2. Berlin 1964 (Gebr. Mann Verlag). 256 S., 51 Zeichnungen im Text, 25 Tafeln. DM 48. –

Die Entwicklung des Städtebaus im Mittelalter hat im vergangenen Jahrzehnt vermehrte Aufmerksamkeit gefunden. Die Geschichtswissenschaft hat sich der Rechts-, Wirtschafts- und Sozialstruktur der frühen Stadt gewidmet und wesentliche Ergebnisse erbracht. Anders die Bauforschung. Ihr ist es nicht gelungen, den typologischen Ansatz, der eine erste Ordnung der Phänomene sicher ermöglichte, völlig zu überwinden. Die „Geschichte des Städtebaus“ von E. Egli ist hierfür ein bezeichnendes Beispiel. Ursache ist häufig das Fehlen eigentlichen Quellenstudiums. Verbindet sich mit soziologischen und populärphilosophischen Lesefrüchten ein derartiger Mangel, entstehen Schriften wie die J. Pahls über „Die Stadt im Aufbruch der perspektivischen Welt“, fatal vor allem deshalb, weil sie meist stärker das historische Verständnis des Praktikers beeinflussen als ein wissenschaftlich verantwortetes Schrifttum es vermag. Neben zahlreichen Einzelbeiträgen und Veröffentlichungen wie K. Grubers „Gestalt der deutschen Stadt“ ist das hier angezeigte Werk ein entscheidender Beitrag zur Ehrenrettung der Architekturgeschichte. 1952 als Habilitationsschrift eingereicht, durch spätere Forschungsergebnisse bestätigt und wesentlich erweitert, gibt es einen weitgespannten und wohl-fundierten Einblick in die Gestaltfindung der deutschen Stadt.

Grundlage der Arbeit von H. bilden 17 sorgfältig gearbeitete Städtemonographien, deren zeitliche Abgrenzung weit über die ottonische Epoche hinausgreift, ein Umstand, für den der Leser desto dankbarer ist, als eine ähnlich eindringliche Zusammenfassung,

beispielsweise für Naumburg oder Merseburg, bislang fehlte. Die Einzeldarstellungen vermitteln eine präzise Vorstellung der dynamischen Entwicklung, innerhalb deren das im 2. Teil des Bandes gezeichnete Bild der ottonischen Stadt nur eine herausgegriffene Momentaufnahme ist. Dieses Bild der ottonischen Stadt hat indes die Auswahl der Beispiele bestimmt, ist doch die Bischofsstadt schon ihres geistlichen, geistigen und wirtschaftlichen Gewichts wegen allein in der Lage, alle Eigentümlichkeiten des für die stadtherrliche Periode bezeichnenden Siedlungstypus voll zu entwickeln; lediglich der Kaiser konnte vergleichbares schaffen, wofür Goslar exemplarisch steht. Die Betrachtung geht, von der historischen Quellenforschung abgesehen, aus von dem ältesten nachweisbaren Hausstellenplan, zum Teil wesentlich ergänzt durch Grabungsergebnisse, etwa im Falle Magdeburgs. Eine Rekonstruktion älterer Stadien des Stadtplanes auf Grund maßstäblicher Umsetzung von Stadtansichten, wie sie in jüngerer Zeit R. Stein für Bremen erarbeitete (seine Ergebnisse konnten leider nicht mehr berücksichtigt werden), hat H. nicht in Betracht gezogen. Neben den bereits genannten Städten sind die Bischofssitze Halberstadt, Paderborn, Minden, Trier, Würzburg, Eichstätt, Bamberg, Augsburg, Speyer, die Stift-Stadt Quedlinburg und die Dynasten-Städte Lüneburg und Halle behandelt. Nicht einsichtig wird, weshalb zwei Bischofsstädte von großem Gewicht innerhalb des ottonischen Reichs, Lüttich und Utrecht, nicht hier, sondern innerhalb der morphologischen Abhandlung eingefügt sind, deren Rahmen sie zwangsläufig sprengen müssen. Sollte dafür die geographische Beschränkung, die im Titel angedeutet ist, Ursache sein, kann sie doch nicht entschuldigen, daß Regensburg ausgeschlossen blieb. Wie Trier die Zersetzung des antiken Stadtkörpers und die Entwicklung der Stadtlandschaft ottonischen Stils belegt, so Regensburg als frühestes Beispiel die Abkehr von der Stadtlandschaft zu einer neuen „geschlossenen“ Stadt. Methodisch bedeutet die Ausschließung des zeitgleichen Gegenbildes zu der von H. gezeichneten Weise städtebaulichen Gestaltens einen Verlust an einprägsamer Kontrastierung.

Die ersten Abschnitte der morphologischen Übersicht sind der römischen Stadt und ihrem Fortleben in der Nachantike gewidmet. Die Kontinuität der Besiedlung läßt sich vielerorts nachweisen, nicht dagegen die kunstgeschichtlich relevante Kontinuität der Siedlungsform. Das Beispiel von Trier zeigt, wie neue Gestaltungsprinzipien den antiken Stadtorganismus sprengen: „Die ganze Tallandschaft inner- und außerhalb des gewaltigen Mauergürtels ist übersät mit Kirchen, Pfalzen, Klöstern und fränkischen Dörfern. So stand dem Mittelalter eine große römische Stadt vor Augen.“ Formal knüpfen die karolingischen Planer zwar an antike Exempla an, rechteckige Umfriedungen wurden für die Hamburger Domimmunität, den Gründungsbau des Klosters Fulda, die Aachener Pfalz ergraben oder rekonstruiert. Ihnen fehlt indes meist eine eigene Siedlung der Kaufleute. Ob in einer ergrabenen Handelsniederlassung, dem schon im 9. Jahrhundert zerstörten Dorestat, wo ein Straßenmarkt quer vor dem Rechteck des Castrum liegt, eine Erinnerung an gallorömische Straßensiedlungen oder die Canabae römischer Lager mitspielt, muß wohl immer offen bleiben.

Den Bausteinen der ottonischen Stadt, der Burg, sei sie nun geistlicher oder weltlicher Herrschaftssitz, dem Markt, dem Kirchenkranz sind jeweils ein besonderes Kapitel zu-

gewiesen. Die Burg erfüllt die Aufgabe einer Zuflucht für Kaufmannssiedlung und Umland. Ihre Befestigungslinie schließt sich, anders als die karolingische, der Geländebildung an. Erst seit dem 11. Jahrhundert werden die Immunitäten parzelliert und mit Kurien überbaut. Deren Flächen heben sich deutlich ab von den bescheideneren Hausstellen der Kaufmannssiedlungen, in der Regel zweiseitig angebaute Marktstraßen von mitunter staunenswerten Ausmaßen. So erstreckt sich der Straßburger Markt über 450 m, der Kölner gar über fast 500 m. Die Sicherung besteht meist aus einer Palisadenwand, in gefährdeter Lage aus einem steinernen Mauerzug. Eine eigene Marktkirche fehlt selten.

In Magdeburg liegen Domimmunität und Markt als selbständige Gebilde in eigenem Bering in 200 m Distanz. Doch hier und in anderen Stadtanlagen ottonischer Zeit ist das Nebeneinander einem alles übergreifenden System eingebunden. Es ist dies die eigentümliche Ausbildung eines Kirchenkranzes. Um das geistliche Zentrum ordnen sich als eigenständige Elemente in mitunter bedeutender Entfernung Stifte und Klöster, die beim ersten Zusehen isoliert erscheinen, indes als Ganzes gesehen werden müssen. Was die Quellen für das englische Chester und das fränkische Bamberg belegen, ist mit vollkommener Genauigkeit in Utrecht geschaffen worden, der Kirchenkranz in Kreuzesform. Die Bewußtheit seiner Gestaltung setzt ihn ab gegen die von Coemeterialkirchen abstammenden Kirchenstreuungen merowingischer und karolingischer Zeit. Diese Ordnung des Raums besitzt gesamteuropäische Gültigkeit, bestimmt sie doch das Stadtbild Nowgorods im 12. Jahrhundert nicht anders als das deutscher Bischofssitze ottonischer Zeit; sie wird unterstrichen durch die Staffelung in der Vertikalen und die Vieltürmigkeit der akzentuierenden Kirchenbauten.

Die Zweipoligkeit der frühen Stadtanlagen wurde aufgrund deutschen Materials 1897 von S. Rietschel erstmals nachgewiesen und bereits 1905 von H. Pirenne für Flandern bestätigt. In ihr, oder besser in dem Markt als ihrem wesentlichen Element sah zum Beispiel K. Gruber 1952 das ordnende Prinzip innerhalb des „scheinbar regellosen Nebeneinander geistlicher Bezirke“, zurecht insofern, als die künftige Entwicklung hier ansetzt. Die zwei wesentlichen Erkenntnisse, die H. neu vorträgt, sind einmal die Entdeckung des Kirchenkranzes, das heißt der Regel innerhalb der Gruppierung der geistlichen Bezirke und ihrer Bedeutung für die Bewältigung des städtischen Raumes, zum anderen die Festlegung des Umbruchs, der die offene Stadtanlage trennt von der geschlossenen bürgerlichen Stadt. Sie sind, schlicht und zurückhaltend vorgetragen, konsequent gewonnen aus einem mit wissenschaftlicher Akribie aufbereiteten Material. Durch die Herausstellung der einmaligen ottonischen Konzeption schärft H. den Blick für die tatsächliche Entwicklung, die diesen ersten mittelalterlichen Ansatz zur Bewältigung des Raums durch bewußt eingesetzte städtebauliche Mittel durchspielte und verworf. Heute ist diese zu Beginn des 2. Jahrtausends gefallene Entscheidung durch die Diskussionen zu einer neuen Stadtilandschaft, die Überlegungen zu einer gegliederten und aufgelockerten Stadt, die Errichtung von New Towns und Trabantenstädten erneut in Frage gestellt, ein Umstand, der dem vom Kunsthistoriker nachgezeichneten Geschehen letztlich verblüffende Aktualität verleiht.

Urs Boeck